

## Herbert Bismarck.

Der fromme Eifer des weltfremden Landpastors, der berufen war, an der Bahre des zweiten Fürsten Bismarck zu reden, hat die Trauerpredigt an das Bibelwort von der Seligkeit Derer geknüpft, die von ihrer Arbeit ruhen und deren Werk den Leib überlebt. Der Sinn dieses Wortes aus der Apokalypse wird klarer, wenn man dem Hinweis auf die Stelle des Hebräerbriefes folgt, wo der Mensch gepriesen wird, »der ruhet von seinen Werken, gleich wie Gott von seinen«. Solcher Grabspruch ziemt einem thätigen Schöpferleben. Der arme Fürst Herbert, den am Herd nur, im Engsten, ein spätes Glück krönte, ward bis in die Gruft vom Mißgeschick verfolgt. An seinem Sarg stand, als Vertreter des Kaisers, der Generaloberst Hahnke, den er seit den Märztagen des Jahres 1890 haßte, stand, als Vertreter des Reiches, der Kanzler, den er schon längst nicht mehr liebte, längst nur noch als geschickten Redner gelten ließ. Und der Pfarrer, der ihm letzten Gruß nachrief, wählte, redlichen Willens, das unpassendste Leitwort, das in den Evangelienbezirken zu finden war. Welches Werk soll denn den Mann überleben, der niemals die Möglichkeit selbständigen Wirkens sah? Die Summe seines Lebens müßte gering scheinen, wenn sie aus seinen fortzeugenden Thaten errechnet würde. Ein Bossuet hätte an dieser Bahre ein besseres Motto erdacht. Hätte vielleicht, wie in der mächtig widerhallenden Rede, die dem Kanzler Le Tellier geweiht war, an Pauli Wort aus dem Ersten Korintherbrief erinnert: Unusquisque in qua vocatione vocatus est; und sicher, wie von Michel Le Tellier, von Otto Bismarck gesagt: »Nie wäre der Sohn von ihm für das Staatssekretariat vorgeschlagen worden, wenn er nicht geglaubt hätte, dem König einen guten Diener zu empfehlen.« Auch an die fast mephistophelische Frage des Matthaeus, wer seiner Länge wohl eine Elle zusetzen möge, konnte ein Frommer hier denken. Herbert Bismarck muß nach den Umständen beurtheilt werden, in die er hineingeboren war; und das Leid seines öffentlich sichtbaren Lebens wurzelte in der stets erneuten Forderung, er solle das Maß seines Wesens um eine Elle verlängern. Eine einfache, starke Seele hätte sich gegen solche Zumuthung früh gewehrt und sich selbst den Maßstab bestimmt. Das vermochte Herbert nicht. Er hat nie, nicht eine Minute, gewährt, dem Genius des Vaters zu gleichen; doch ihm gelang auch nicht, sich als freie Persönlichkeit durchzusetzen. War er zu schwach? Persönlichkeit, sagt Emerson, ist, wie Licht und Wärme, eine Naturkraft; und müßte, denkt man hinzu, also auch im überragenden Schatten noch mählich wärmen und leuchten. Wenn ein auf des Lebens Höhe Gestellter dreißig Jahre lang von Freund und Feind völlig verkannt wird, kann der Kontur seines Wesens nicht scharf gezogen sein. Herbert Bismarck war klug, reinen Herzens, gebildet, fleißig im Dienst, tapfer in Leibesgefahr: und hat sich auf keinem Posten doch zu rechter Geltung gebracht und ist als Politiker nie des Daseins ganz froh geworden. Warum? ... Unkirchlicher Sinn hätte am dunklen Eingang zur Gruft dieses Fürsten kein besseres Leitwort zu wählen gewußt als den Dämmerspruch Goethes: »Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.« So oft ich dem Toten nachdachte, klang dieser Spruch mir ins Ohr.

Das wars. Nichts, was von außen her kam, durch den Wechsel äußeren Schicksals zu ändern gewesen wäre. Auch nicht das vielbewinselte Verhängniß, der Sohn eines Großen zu sein. Ist solche Kindschaft denn gar so fürchterlich? Das gewaltigste, an Lebenskraft zähste Symbol der Christengeschichte zeugt wider diesen Wahn; und daß er im Hirn des vornehmsten Heidenvolkes nicht wohnte, wird durch die alte Hellenensitte bewiesen, den Heroen von des Olympos Höhe die Vater zu holen. Wohl seufzte Homer, selten nur wachse ein Sohn ins Richtmaß des Vaters; fast jeder Greis noch hats von der Jugend gesagt und jeder hat Beispiele anzuführen vermocht, weil unter den Menschen Größe stets selten war. Kein natürliches Empfinden wird aber den Sohn beklagen, der aus dem Glanz väterlichen Ruhmes wohlausgestattet ins Leben schreitet. Was Tausende lähmt, bleibt Diesem erspart. Er verbraucht nicht die Hälfte, drei Viertel der Kraft, um im Gedräng nur erkennbar zu werden. Früh blickt Alles auf ihn; und erfahrene Weisheit lehrt ihn auf das für den Kampf und den Sieg Wesentliche achten. Wenn William Pitt nicht der Sohn des Earl of Chatham gewesen wäre, hätte Shelburne den Dreiundzwanzigjährigen nicht zum Schatzkanzler erwählt. Hätte das Glück Richard Wagner so begünstigt wie jetzt Richards mittelwüchsigen Sohn, dann wäre Lohengrin nicht so lange stumm, seinem Schöpfer die Narbe erspart geblieben. So fest ist in einfachen Menschenköpfen der Glaube, nur von hohem Stamm sei köstliche Frucht zu hoffen, daß die Legende ihren Lieblingen heldische Zeuger oder weise Lehrer giebt und Bonaparte selbst, der Plebejer, die Pariser nicht gern an den Ursprung des Königthumes erinnern ließ. Das Gerede über das tragische Schicksal, aus den Lenden eines Großen zu stammen, gleicht falscher Münze, die von Hand zu Hand geht, bis ein Zweifler sie auf den Zahlstisch wirft. Nein: Otto Bismarck war nicht Herberts Verhängniß. Die Stürme, denen des Vaters Wink gebot, haben oft freilich das Haupt des Sohnes gezaust. Das war unbequem, doch nicht tragisch, brachte Aerger, doch nicht grauses Verhängniß. Wie nur er es vermochte, hat dieser Vater den Sohn gerüstet. Er schickte ihn an die wichtigsten deutschen Höfe, machte den noch nicht Dreißigjährigen zu seinem Privatsekretär, gab ihm Gelegenheit, in der Schweiz und den Niederlanden, in Wien, Petersburg, London sich umzusehen. Er that, ohne es zu wollen, noch mehr für ihn: er ließ ihm einen ungeheuren Komplex unerfüllter, nach Erfüllung drängender Volkswünsche. Der Sohn lernte, was zu lernen war, lernte nur Eins nicht: innere Sicherheit. Er war keiner Lage gewachsen, auch der günstigsten nicht, und keine that ihm genug. Der Erbe des populärsten Staatsmannes, den die Geschichte kennt, war seinen Landsleuten ein Fremdling, wurde mißtrauisch betrachtet und

nach seinem Tode mit dem winzigen Ruhm eingeschart, ein zärtlicher Sohn und ein guter Hausvater gewesen zu sein ... In dem Kapitel über Bacon sagt Goethe: »Man durchsuche Diktionäre, Bibliotheken, Nekrologe; selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden ist.«

Unbilliger als Herbert ist kaum je Einer behandelt worden. Den Gegnern war er ein Grobian, ein eben so barscher wie  
60 unwissender Machterstreber. Die Freunde lobten ihn halb mit Erbarmen und fragten, wenn sie unbelauscht waren, ob er wohl fähig sein würde, ohne väterlichen Rath die Rolle eines Ministers zu spielen; hört: fähig, zu leisten, was die Richthofen, Tschirschky, Schoen, die Recke, Möller, Sydow ohne Hilfe vermochten. Einer nur kannte ihn ganz genau: sein Vater. Am Tag der Reichstagswahl des Jahres 1893 sprach er lange zu mir über den Sohn, der wieder um ein Mandat warb. Zärtlich, doch ohne die kleinste Illusion. Für sein Werk erwartete er nichts von ihm. Nicht etwa, weil er  
65 Herberts Talente gering schätzte; er schätzte sie hoch. Aber der Erbe war in seiner Rechnung kein Faktor mehr. »Er ist ganz anders als ich. Ein Stadtkind; früh verwöhnt und leicht verstimmt; himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Dabei hat er sein Leben lang mehr gearbeitet als ich und ich wüßte keinen tüchtigeren Diplomaten unter unseren jüngeren Leuten. Aber wo ich verachte, haßt er; ein sehr anständiges Gefühl; nur hält solche Hitze nicht immer lange vor. Fällt er heute durch, dann treibt der dépit ihn wahrscheinlich für eine Weile nach England, wo er schließlich  
70 nichts Anderes zu thun hat, als sich dreimal an jedem Tag umzuziehen. Nur deshalb wünsche auch ich seine Wahl; sonst ...« In diesen Stunden sagte der Fürst auch, er habe nie daran gedacht, seinen Aeltesten dem Reich als Kanzler aufdrängen zu wollen, ihm nicht einmal gewünscht, daß ers werde. Nur ein Esel könne sich einbilden, solches Amt sei zu vererben. »Bei uns kommts ja viel weniger auf den Kanzler als auf den Kaiser an; und daß ich geglaubt hätte, den immer schon schwierigen Herbert mit unserem Herrn auf die Dauer zusammenspannen zu können, sollte man mir  
75 eigentlich nicht zutrauen. Boetticher, sagt man mir, hatte die Idee, mit Herbert weiterzuwirtschaften; nach der Inventuraufnahme konnte die Firma ja dann geändert werden.« Ein paar Wochen danach hatte der Vertreter des Wahlkreises Jerichow zum ersten Mal im Reichstag geredet. Für die caprivische Militärvorlage, die er vergebens im Sinn der ersten wilhelminischen Epoche umzugestalten gestrebt hatte. Er zeigte, wie weit der Caprivismus sich von allen Traditionen der größten Zeit deutscher Geschichte entfernt habe, rieth, auf diesem Wege nicht weiterzuschreiten,  
80 stimmte schließlich aber mit den Konservativen, weil er die Verantwortung für das Chaos nicht tragen wollte, das nach einer zweiten Ablehnung zu fürchten war. Freisinnige und Sozialdemokraten hatten ihn laut gehöhnt, geschimpft, durch Gebrüll einzuschüchtern gesucht. Das war nicht gelungen. Gegen Abend hatte Herr von Kardorff an die ängstliche Fürstin telegraphiert: »Herbert hat sehr gut abgeschnitten.« Aus der Zeitung war aber zu merken, welche Wuth ihn umheult hatte. Nach Zehn kam er selbst, recta vom Reichstag, ins Sachsenwaldhaus; noch ganz heiß  
85 von der Schlacht. »Laß Dich mal ansehen«, hieß es. »Dein Rock hat ja kein einziges Loch! So schlimm kanns nicht gewesen sein. Ich dachte mindestens, sie hätten Dir die Kleider vom Leibe gerissen.« Kein Wort über Herberts Abstimmung. Trotzdem der Vater vorher gesagt hatte, als Abgeordneter hätte er sich nicht gescheut, im Nothfall ganz allein, in Uniform, gegen das Gesetz zu stimmen. Jeder mündige Wille wurde in diesem Haus respektirt. Aber auch damals war deutlich zu fühlen, wie verschieden, nicht nur an Intuition und Intelligenz, die Beiden waren, die einander  
90 so innig liebten. Sechs Monate später. Der Kaiser hat dem vor vier Jahren ungnädig Entlassenen eine Flasche Rheinwein geschickt und im Lauf zweier Tage zweimal zum militärischen Jubelfest nach Berlin geladen. Auf die erste Nachricht eilt Herbert nach Friedrichsruh. Die Aufregung könnte dem Vater schaden; die Reise im Winter, die Unruhe hauptstädtischen und höfischen Treibens, die Wucht der Erinnerungen; auch schien der Besuch geeignet, eine leidige Wahrheit, die nackt gesehen werden sollte, zu übertünchen. »Willst Du denn wirklich ...« »Der Kork ist aus der  
95 Flasche; jetzt heißt, trinken.« Der Fürst hatte nicht eine Sekunde gezögert. Die ehrerbietigste Absage hätte ihn ins Unrecht gesetzt. Herbert mußte wieder dran glauben. Der, hieß es, hat auf dem Bahnsteig die Hand des Kaisers geküßt und Thränen vergossen. Der will um jeden Preis wieder ins Amt.

Wollte ers wirklich? Sechs Tage nach diesem »Versöhnungsfest« schrieb er mir: »Ich kann immer nur persönlich befriedigt bleiben, daß ich bei Zeiten privatim wurde und keinerlei Verantwortung für all das Unheil trage, das über  
100 uns kommen wird ... Für mich heißt es: Ne bis in idem!« Und er hat nie lügen gelernt. Ich bin überzeugt, daß er, so lieb ihm die Arbeit des Diplomaten war, sich niemals in die Wilhelmstraße zurücksehnte. Botschafter in London: Das hätte ihm behagt. Da hatte er Verwandte und Freunde, da, auf der Stätte seiner ersten Erfolge, im großartigen Stil britischer nobility, lebte er gern. Seine Vergangenheit sperrte ihm diesen Weg; er konnte nicht das Werkzeug einer Politik werden, die er, als Sohn seines Vaters, verdammen mußte.

105 Im Januar 1894 hätte er, aus Sorge für den überschwänglich geliebten Vater, die Steinbergerflasche am Liebsten schnell wieder zugekorkt. Kurz vorher aber hatte die Hoffnung, dem gekränkten Vater eine Freude zu schaffen, ihn zu einem Schritt verleitet, an den er später nicht gern mehr dachte. Von Höflingen wurde ihm zugetragen, der Kaiser lechze nach der Gelegenheit, die ihm erlaube, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, den in stürmischen Märztagen abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aber könne ers, wenn der Vater grollend im Wald sitzt und der Sohn den Hof wie das Fegfeuer meidet? Sobald er Herbert sehe, werde Alles in Ordnung sein. Zureden half. Graf Bismarck ging zur Cour (oder wie die Sache heißt) und ließ sich vom Oberhofmarschall auf einen Platz stellen, wo der Kaiser ihn gar nicht übersehen könne. Der übersah ihn dennoch. Und dem Grafen wurde von der Höflingschaar nachgezischelt, er habe sich vergebens ans Licht gedrängt. Die Presse bespöttelte ihn, wie einen geprellten Gunstjäger.

Der konnte ers nun einmal nicht recht machen. Bald sollte er wie ein Rohrspatz, nur lauter noch, auf alles Regirende  
115 schimpfen, bald zur tiefsten Demüthigung bereit sein, die ihm ein Aemtchen eintragen könne. Drei Jahre nach der  
Schloßvisite strich ihn Wilhelm der Zweite von der Liste der zu Wedel-Piesdorf geladenen Hochzeitgäste; unter  
achtzig Menschen durfte der Eine nicht sein, trotzdem er den Bräutigam Vetter nannte. Wieder war Spott sein  
Tafeltheil. Und wieder ließ er sich, als die erste Hitze verraucht war, sacht sänftigen und ward manchmal noch im  
Weißen Saal gesehen.

120 Otto Bismarck pflegte die Erörterung der Frage, ob er ins Kanzleramt zurückkehren werde, mit dem Satz  
abzuschneiden, er habe nicht die Gewohnheit, Häuser, aus denen er einmal weggejagt worden sei, wieder zu betreten.  
»Mehr wie rausgeschmissen kann man ja nicht werden; und in meinem Alter ist das Ruhebedürfniß stärker als die  
Neugier.« Dem Sohn hätte er die Rückkehr in den Staatsdienst nicht verdacht, hätte sie dem nicht zum Landwirth  
Geborenen, dem, trotz Familie und Gutsverwaltung, manche leere Stunde blieb, gern gegönnt. Gern? Einst sprach er  
125 von dieser Möglichkeit. Für ihn werde es immer ein onus sein. Wenn der Name wieder auf dem Schild stehe, sei er  
mit verantwortlich und im Verdacht, dem Sohn als Souffleur zu dienen. Wie er sich auch wehren möchte, man würde  
sagen: Du hast Deine Hand im Spiel! Das könnte unter den heutigen Verhältnissen sehr lästig werden. Da er in trüber  
Stimmung war, erzählte ich die nette Geschichte vom alten Dumas, der, als er von allen Seiten gefragt wurde, ob er  
dann wirklich gar nichts für das merkwürdig gute Erstlingstück seines Sohnes gethan habe, nach hundertfacher  
130 Verneinung in lachender Wuth endlich rief: »J'ai fait l'auteur, parbleu!« Das heiterte den Großen auf. Ja, meinte er,  
ungefähr so würde mirs auch gehen; und diesen Theil meiner Mitwirkung könnte ich als ehrlicher Mann nicht  
abzuleugnen versuchen. Den zweiten Fürsten Bismarck hätte schon der Gedanke, da, wo ihm nach seinem Empfinden  
Kränkung angethan worden war, könne sein Sohn wieder in den Dienst treten, um den Schlaf gebracht. Er hätte die  
Verwirrung des Gefühls gefürchtet; der erste Fürst Bismarck erwog nur die Wirkung.

135 Der Vater nahm die Dinge einfach, wie das Erleben sie ihm bot, und suchte sie, nach geduldiger Prüfung, zum Besten  
zu wenden. Alles Unnatürliche war ihm ein Gräuel. Und unnatürlich wäre er selbst sich erschienen, wenn er seinen  
Sohn, nur weil er sein Sohn war, nicht zum Gehilfen erwählt hätte. Herbert hatte an allen Höfen gute Figur gemacht;  
als er von London nach Petersburg versetzt wurde, sah Lord Granville den Botschafrath ungern scheiden und schrieb  
ihm, wie hoch er ihn schätzen gelernt habe. Der Brief wurde, wie andere wichtige Urtheile über die im diplomatischen  
140 Reichsdienst stehenden Herren, dem alten Kaiser vorgelegt, der ihn am neunten März 1884 dem Kanzler mit den  
Worten zurücksandte: »Das Billet von Granville ist für Ihr Vaterherz gewiß äußerst genugthuend und gratulire ich zu  
diesem kompetenten Urtheil über seine Fähigkeiten ... Ich wundere mich daher, daß Sie mir Ihren Sohn unter den mir  
durch Graf Hatzfeld genannten Kandidaten für Karlsruhe vorschlagen ließen. Ich sollte glauben, er würde in  
Petersburg viel größere Dienste leisten können als in Karlsruhe, wo der Gesichtskreis sehr gering gegen Petersburg  
145 erscheint. Ihr dankbarer Wilhelm.« Bismarck antwortete ganz aufrichtig, sein »Hintergedanke« sei, den Sohn zur  
»Assistenz in den ministeriellen Geschäften heranzuziehen«; deshalb wünsche er ihm den Gesandtenrang. »Dadurch,  
daß ich ihn Jahre lang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er, eben so wie durch  
seine im Ausland angeknüpften persönlichen Beziehungen, für die Mitwirkung in der Centralstelle besonders gut  
vorbereitet«. Ohne Umschweife. Der Kanzler will nicht »einen Einschub, für den man bei mir persönliche und nicht  
150 sachliche Gründe suchen könnte«; aber er glaubt, mit der Hilfe seines Sohnes die Arbeit leichter bewältigen zu  
können, und möchte ihn deshalb bei sich haben. Er ist fast Siebenzig, hat Arnims Verrath erlebt, sieht den klugen  
Staatssekretär Paul Hatzfeldt in allzu intemem Verkehr mit der englischen Gesellschaft der Kronprinzessin und  
wünscht sich endlich einen unbedingt zuverlässigen Helfer, dem er, ohne Indiskretionen fürchten zu müssen, das  
Geheimste anvertrauen kann. Der König ist einverstanden. Herbert geht von der Newa als Gesandter in den Haag,  
155 kommt als Unterstaatssekretär nach Berlin und wird im Frühling 1886 zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt  
ernannt. Der Inhaber dieses Amtes darf nach der Reichsverfassung nie mehr sein als der Erste Vortragende Rath des  
Kanzlers, dessen Hauptgeschäft immer die Leitung der internationalen Politik bleibt; konnte unter Bismarck niemals  
ein Marschall oder Bülow werden. Und weil er den Sohn vor der üblichen Zeit auf diesen undankbaren Posten rief,  
wurde der Vater des schamlosesten Nepotismus beschuldigt. Dahinter lauerte die Verdächtigung, der Sohn solle, um  
160 dem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen, früh bene auf Reichskosten leben. Glaubt im Ernst Jemand, ein  
Staatssekretär, der Diplomatiners im bismärckischen Stil giebt, könne von seinem Gehalt Etwas ersparen, könne  
auch nur ohne Zuschuß auskommen? Otto Bismarck war, wie der alte Wilhelm, wie Moltke und Andere aus der Zeit  
schwerer Noth, in manchen Geldsachen ein Bischen genau; dem Amt aber hat er, vor und nach den Dotationen, auch  
materielle Opfer gebracht. Und als er fort war, wurde der Kanzlersold fast aufs Doppelte erhöht. Seit 86 aber wurde er  
165 von der Demokratie ungefähr wie Schillers Präsident dargestellt, der zu seinem Ferdinand spricht: »Wo zehn Andere  
mit aller Anstrengung nicht hinauf klimmen, wirst Du spielend, im Schlafe, gehoben.« Und der Sohn, der dem Vater  
treuer anhing als je einem aus Erde Gefügten, mußte ein Hohlkopf sein, eine Null, eine leere Menschenhülse, die auf  
der Welle tanzt. Sonst fehlte dem Jahrmarktslied ja der Kehrreim.

Heute lachen wir drüber; kreischen bei dem Gedanken, Bismarcks Sohn habe den Stuhl nicht gefüllt, auf dem jetzt  
170 Herberts gehorsamster Sekretär wie ein Gigant gerühmt wird. Doch für Herbert wars hart, ringsum Mißtrauen, Hohn  
und Haß zu fühlen. Vielleicht wuchsen ihm damals, als Schutzwehr einer dünnen Epidermis, die Borsten, über die so

oft geklagt worden ist. Weiche Seelen, die sich mit Strenge waffnen, scheinen leicht rauh. Er soll im Amt oft schroff gewesen sein. Nichts von dem Epenhumor des Vaters, der, wenn er wollte, auch lächelnd zu strafen wußte. Der, als Bayerns Vertreter einst darauf bestanden hatte, unterm Diplomaten-corps, nicht bei den zum Bundesrath

175 Bevollmächtigten, seinen Platz zu nehmen, diese Partikularistenschulle nicht zum Staatsrechtlichen Konflikt aufblies, sondern den werthen Herrn bei der nächsten Begegnung französisch, wie einen fremden Gesandten, ansprach und damit jeder Wiederholung solcher Wunderlichkeit vorbeugte. Herbert hatte wohl stets das Gefühl, für Haupt und Leben zu fechten; und die quälende Furcht, etwa dem Vater gar Aerger zu scharfen. In Dessen Hand das brauchbarste Instrument zu sein, war sein höchster Ehrgeiz. War ers? Nach dem Juni 1888 hat er sich schlimm verrechnet. Er war

180 des Kaisers, der ihn Freund genannt hatte, gewiß und hielt all die edlen Seelen, die ihn umscharwenzelten, für mythenhaft zuverlässig. Und da der Vater, wenn er gewarnt, wenn ihm ein häßliches Symptom gezeigt wurde, leis nur die feine Hand hob und sagte: »An mich kommen diese Dinge nicht«, wars Beiden die jäheste Ueberraschung, als eines Tages die Lucanus und Hahnke so unsanft zur Räumung der Dienstwohnung drängten. Ob Herbert mitgehen würde? »Mein Sohn ist mündig.« »Ich stehe und falle mit meinem Vater.« Ihm zu dienen, für ihn zu leiden, war

185 schönste Pflicht. Ein von politischer Leidenschaft Gespornter hätte vielleicht weiterzuwirken versucht, wäre geblieben und hätte vom Werk des Vaters gerettet, was noch zu retten war. Ein Hoffnungsloser hätte, auf dem von der Verfassung gewiesenen Weg, offenen Widerstand gewagt. Herbert schwankte. Fragte nicht: Wie würde unter diesen bestimmten Umständen der Vater handeln? Sondern: Was könnte dem Vater jetzt angenehm, was unangenehm sein? Auch: Was hat der Vater zuletzt über diese Sache gedacht? Denn der Vater hatte immer Recht. Das zu beweisen, war

190 in den letzten Lebensjahren Herberts liebste Aufgabe. Weh Jedem, der an Otto Bismarck ein Mal untitanischer Menschlichkeit fand! Der Grenzen suchte, den Genius an seines Wachsthums Zeit binden wollte! Wie eine zärtliche Witwe die feurigste Feierrede noch immer nicht des Beweinten würdig dünkt, so fand Herbert Bismarck das Wesen Ottos nicht nach Verdienst geschätzt, wenn irgendwo noch ein Zweifel blieb, ob der Blick des Großen auch nie getrübt worden sei. Hätte Einer laut von dem ersten Kanzler gesagt, er habe oft »mit unzulänglichen Kräften gegen

195 divergirende und wechselnde Zeitströmungen gekämpft«: das Kindgefühl des Erben wäre dadurch im Innersten verletzt worden. Und doch hatte der Große selbst diese Worte unter das Bild seines Handelns geschrieben. Nihil humani a me alienum puto: des Vaters bescheiden stolze Devise. Der Wappenspruch des Sohnes war das horazische Arceo. Daß er den Pöbel hasse, mochte er nicht auf jedem Briefsiegel gestehen; die Menge aber sollte ihm fern bleiben. Dem Sohn des volksthümlichsten Genies, das dröhnend je durch Germaniens Geschicke schritt.

200 Dem Sohn seiner Mutter. Der schöne, hochgewachsene Mann mit dem blau strahlenden Blick des Einzigen hatte das Temperament, den empfindsamen Wesenston, die Nerven Johannas von Puttkamer, der schwächtigen Riesenbraut, die dem angetrauten Riesen nur Riesen gebar. Ihr Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, ihre Erregbarkeit, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Auch ihre im hohen Alter noch mädchenhafte Hingebung und den Drang, Alles in Einem, in der Spiegelung eines Auges zu sehen und wie ein weicher Teppich dem Einen sich

205 unter die Füße zu spreiten. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; stets innig vereint. Doch die Mutter schaltete am warmem Herd und der Sohn sollte sich auf dem Markt mit buntem Gesindel balgen. Da reicht heftiges Gefühl nicht aus. Da ist unbeirrbare Willenskraft nöthig. Und der dem Hause Bismarck zugemessene Theil dieser Kraft war für die Wundermischung des Vaters verbraucht. Den Kindern blieb nur die Wahl, in derber Lebenslust frohsinnlich zu genießen oder vom ungeheuren Widerstreit zwischen Wunsch und Kraft das Leben ohne seelisch

210 erquickenden Genuß verzehren zu lassen.

(3578 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/harden/koepfe2/chap010.html>